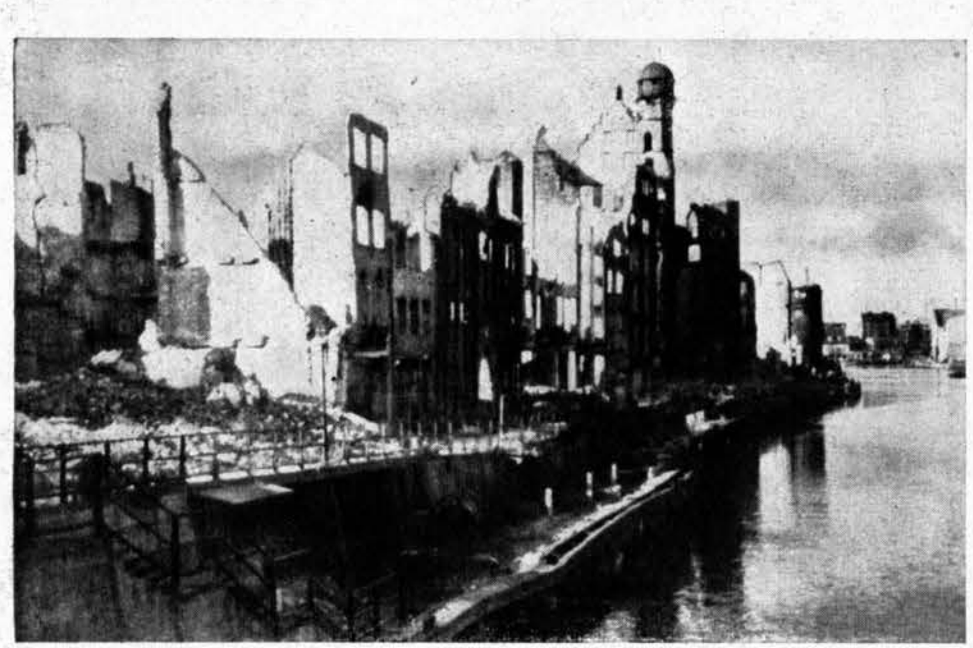
„Münchener Illustrierte", Nr. 33, 13. August 1955.

Danzig, im Juli 1955 photographiert

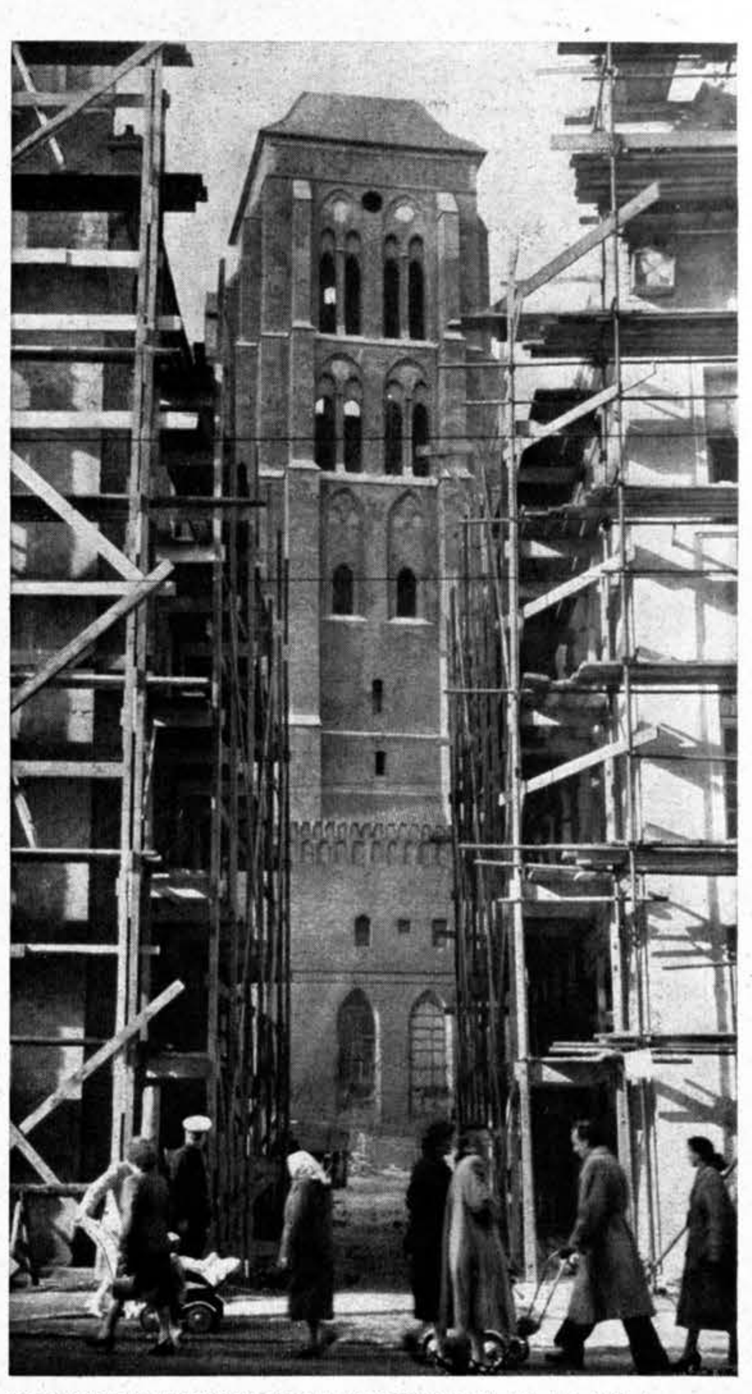
Bilder der verlorenen Heimat

Als erster Reporter der Bundesrepublik hat unser Mitarbeiter Joachim Steinmayr die verlorenen deutschen Gebiete jenseits der Oder-Neiße bereist. In vielen Städten, die heute polnische Namen tragen, photographierte er. Sein erster Bericht stammt aus Gdansk - der unvergessenen deutschen Stadt Danzig.



IM JAHR 1945 AUFGENOMMEN und bis heute unverändert geblieben: die Ruinenzeile der Langen Brücke (oben) entlang der Mottlau, an der Danzigs zerstörtes Wahrzeichen, das Krantor, liegt. Nur an wenigen Stellen der zu 95 Prozent vom Krieg ausradierten Altstadt wurde der Aufbau begonnen. Am kunstgeschichtlich berühmten Steffenshaus, jetzt Dom Steffensa genannt, sind Reste von Skulpturen für die geplante Rekonstruktion zusammengetragen worden (unten). Zwischen Krantor und Marienkirche klafft heute eine weite, wüste Fläche. Nur die Nikolaikirche blieb in diesem Altstadtviertel unzerstört. Friedhofsstille herrscht in den Ruinen.



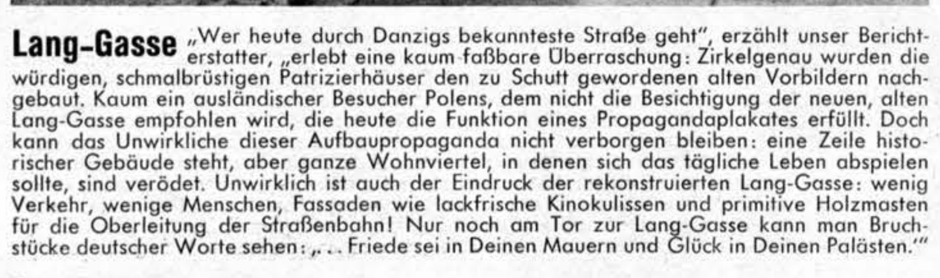


VON DER BEUTLERGASSE ZUR MARIENKIRCHE. Bald ist der Wiederaufbau der monumentalen Backsteinkathedrale vollendet, aber noch ist sie für Besucher gesperrt. Die Restaurierungen im Innern des von Bomben verwüsteten Danziger Domes werden noch ein Jahr dauern. Hans Memlings Gemälde „Jüngstes Gericht" in der Dorotheenkapelle blieb erhalten. Die schmale Beutlergasse (im Vordergrund) war bis auf die Grundmauern verschwunden. Als Verbindung zwischen Lang-Gasse und Marienkirche hat man sie — bisher im Rohbau — getreulich nach altem Vorbild wieder entstehen lassen. Schon heute durchstreifen Touristengruppen aus ganz Polen die Baustelle und werden auf Merkmale „polnischer Architektur" hingewiesen.

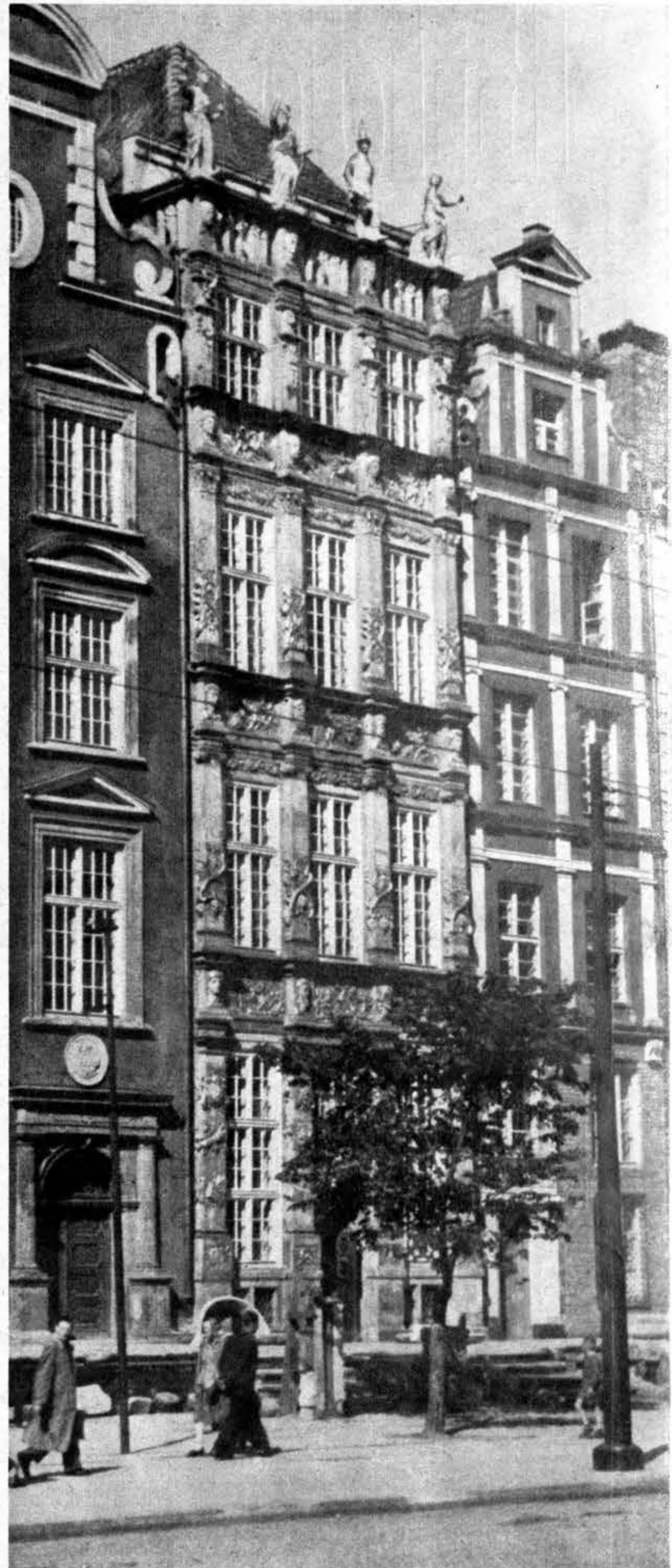
FORTSETZUNG

Danzig von heute: Prunkvoll wiederaufgebaute



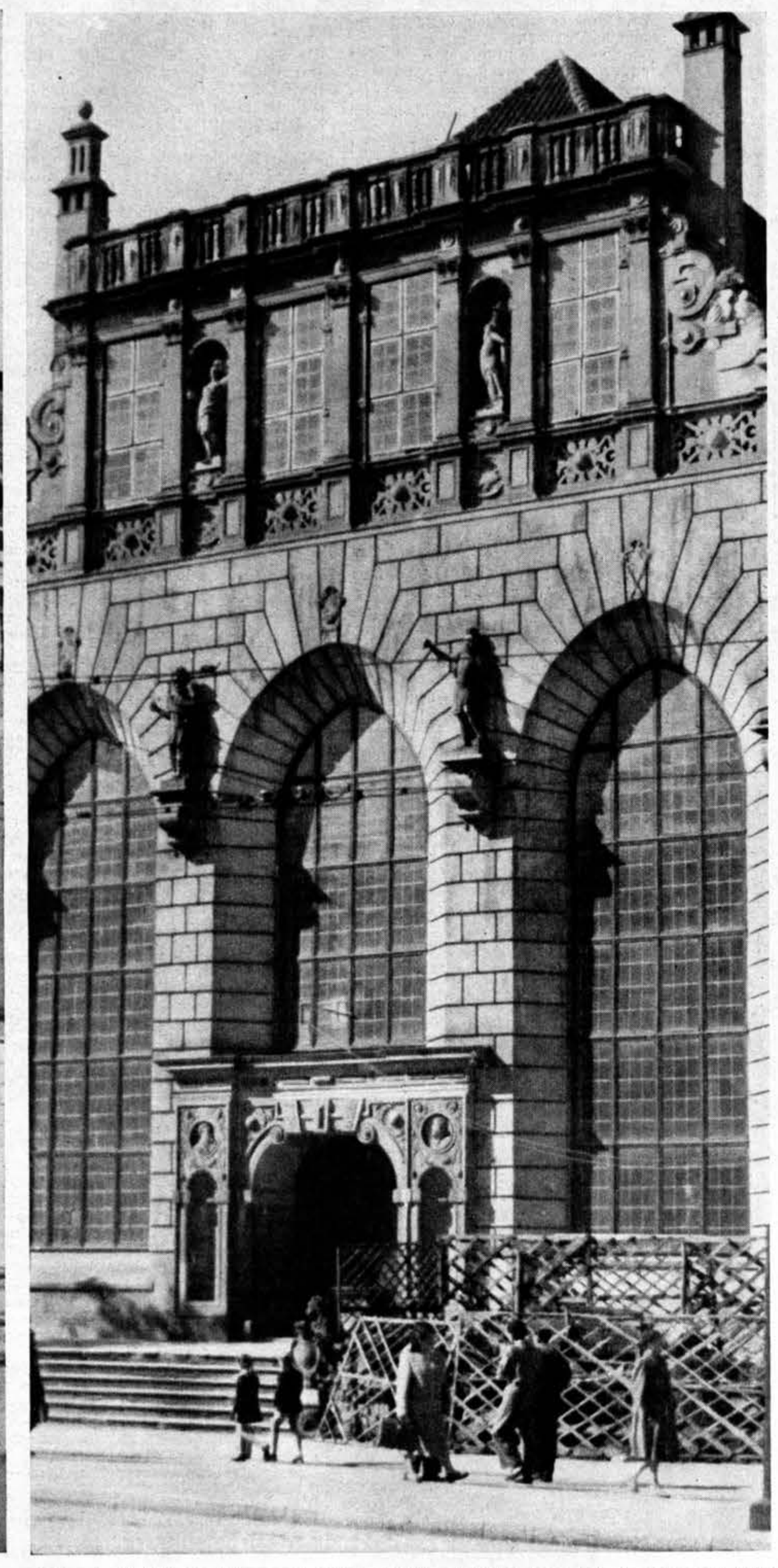


Lang-Gasse „Wer heute durch Danzigs bekannteste Straße geht", erzählt unser Berichterstatter, „erlebt eine kaum faßbare Überraschung: Zirkelgenau wurden die würdigen, schmalbrüstigen Patrizierhäuser den zu Schutt gewordenen alten Vorbildern nachgebaut. Kaum ein ausländischer Besucher Polens, dem nicht die Besichtigung der neuen, alten Lang-Gasse empfohlen wird, die heute die Funktion eines Propagandaplakates erfüllt. Doch kann das Unwirkliche dieser Aufbaupropaganda nicht verborgen bleiben: eine Zeile historischer Gebäude steht, aber ganze Wohnviertel, in denen sich das tägliche Leben abspielen sollte, sind verödet. Unwirklich ist auch der Eindruck der rekonstruierten Lang-Gasse: wenig Verkehr, wenige Menschen, Fassaden wie lackfrische Kinokulissen und primitive Holzmasten für die Oberleitung der Straßenbahn! Nur noch am Tor zur Lang-Gasse kann man Bruchstücke deutscher Worte sehen: „... Friede sei in Deinen Mauern und Glück in Deinen Palästen.'"



Langer Markt Wie die Lang-Gasse ist auch ihre Fortsetzung, der Lange Markt, von den Arbeitskollektiven polnischer Kunsthistoriker, Kunsthandwerker und Maurer wiederhergestellt worden. Stuck, Skulpturen und alte Inschriften, soweit sie lateinisch und nicht deutsch abgefaßt waren, schmücken wie einst die Reichtum verkörpernden Baudenkmäler aus stolzer Hansezeit. Ungezählte Arbeitsstunden waren für die Rekonstruktion nötig, aber der polnische Staat läßt sich optische Wirkung etwas kosten, außerdem sind Arbeitskräfte leichter zu bekommen als Baumaterial, das Voraussetzung wäre für einen großzügigen Aufbau von Zweckbauten und modernen Wohnhäusern. In den wiederhergestellten historischen Häusern leben polnische Aktivisten- und Funktionärsfamilien.

Fassaden verbergen Ruinen



Artushof Wie das Rathaus mit seinem schlanken Turm hat der Artushof am Langen Markt das architektonisch geschlossene Bild der Danziger Innenstadt geprägt. Beide Gebäude haben geringeren Schaden gelitten als ihre Umgebung; hier brauchten die Erneuerer nur auszubessern. Stadtführer von heute bemerken angesichts des Artushofes, der seit 1742 als Börse des mächtigen Handelsplatzes diente, mit Betonung: „Hier wurden die polnischen Könige empfangen und von der Stadt mit fürstlichen Ehren bewirtet." So wird in den Augen naiver Beschauer die deutsche Stadtgeschichte bewußt „übertüncht". Danzig und Gdingen (die Häfen sind nun verwaltungsmäßig vereinigt) sind dazu ausersehen, das Schiffahrtszentrum des kommunistischen Polen zu werden, sein Tor zur Welt, über dem mit möglichst vielen Beweisen „historischer Berechtigung" die weiß-rote Fahne wehen soll. Aus der deutschen Vergangenheit Danzigs hat man das Stadtwappen mit den zwei Kreuzen unverändert „annektiert".



HAUPTBAHNHOF OHNE BEDEUTUNG: Danzig hat heute wieder 191 000 Einwohner (1938: 245 000), aber das Leben hat sich aus der Trümmerstadt in die unzerstörten Vororte Langfuhr, Oliva und Zoppot verlagert. „Reparations-Züge" der Berliner S-Bahn stellen die Verbindung zum Zentrum her.



EINE RUNDFAHRT AUF DER MOTTLAU und der Weichsel ist wieder möglich — auf alten Schiffen mit neuen Namen. Sonst aber haben es Danzig-Touristen von heute nicht leicht. Es gibt sehr wenige Hotels. Nur das neuerbaute Orbis-Hotel entspricht westlichen Vorstellungen. Taxifahrten sind unerschwinglich.

WIR KÜNDIGEN AN: Die „Münchner Jllustrierte" bringt in den nächsten Heften ausführliche Bildberichte über Stettin, Zoppot, Allenstein, Goldap, Breslau, Waldenburg und andere Städte aus den verlorenen deutschen Ostgebieten – Bilder, auf die Millionen warten

Der Mann in Weiß

Ein Roman aus der Welt der Ärzte und Operationssäle

Von Morton Thompson

Mit ungeheurem Eifer hat Lucas Marsh, der schon als Kind davon träumte, Arzt zu werden, das Medizinstudium begonnen. Zusammen mit seinem reichen Freund Alfred Boone bewohnt der in finanzieller Hinsicht vom Schicksal weniger begünstigte Lucas ein Zimmer im Studentenheim. Eines Tages trifft ihn ein furchtbarer Schlag: sein Vater ist spurlos verschwunden, ohne das fällige Studiengeld bezahlt zu haben. Die Operationsschwester Kristina bietet Lucas Geld an, er aber glaubt ihre Hilfe nur annehmen zu dürfen, wenn er sie heiratet. Schon wenige Tage nach der Hochzeit kommen ihm Zweifel, ob er richtig gehandelt hat. Er tyrannisiert seine duldsame Frau, und sein Verhalten ändert sich auch nicht, als er schließlich sein Studium mit Erfolg beendet. Während Alfred Boone als Assistent an eine berühmte Klinik gehen will, bleibt Lucas, von seinem Lehrer Dr. Fletcher unterstützt, an der Universitätsklinik. Sehr bald steigt er hier zum Oberarzt auf. Die jungen Assistenten fürchten ihn wegen seiner Strenge, und sie spötteln über ihn, weil ihn nichts außer der Medizin interessiert. Lucas will sich nach einiger Zeit selbständig machen. Er nimmt eine Stellung in dem Städtchen Greenville an, wo er bei Dr. Runkleman, einem sympathischen alten Arzt, für 300 Dollar im Monat Assistent wird. Dr. Runkleman ist Chefchirurg im Bezirkskrankenhaus und besitzt eine glänzende Praxis. Lucas fiebert der Arbeit entgegen.

In der Nacht läutete das Telephon, und Lucas stand schlaftrunken auf, zog sich an, stolperte hinunter und fand Dr. Runkleman, die Hand auf dem Türknauf, in der anderen Hand die Tasche, sichtlich bereit, auszugehen.

Dr. Runkleman schien erstaunt und angenehm berührt.

„Sie hätten doch nicht aufstehen müssen."

Lucas griff nach seiner Tasche. „Ich hoffe, daß ich alles habe, was wir brauchen werden. Ich wußte nicht, was ich einpacken sollte ..."

„Hier habe ich alles. Ihre Frau ist hoffentlich nicht geweckt worden?"

„Daran ist sie gewöhnt."

„Wenn sie Lust hat, können wir sie im Bezirkskrankenhaus dann und wann als Operationsschwester verwenden. Glauben Sie, daß sie was dagegen hätte?"

„Sie war erste Operationsschwester, als sie mich heiratete — sie hat es nur aufgegeben, um hierherzukommen ..."

„Großartig! Mit der werden wir Staat machen!"

Sie fuhren einen langen Weg auf das dunkle Land hinaus. Als sie hielten, spürte Lucas, mehr als er es sah, ein Haus in einigem Abstand von der Straße.

Bei dem Geräusch ihrer Schritte begannen Hunde zu kläffen. Die beiden Ärzte fanden mühsam den Weg zum Haus. Das Dunkel wurde noch dichter. Noch immer kein Licht. Endlich erreichten sie die Haustür. Dr. Runkleman klopfte. Keine Antwort.

„Und das ist das Haus, von dem aus man einen Arzt mitten in der Nacht aus dem Bett ruft!" sagte Lucas ungläubig.

Dr. Runkleman klopfte an die Hintertür. Die Hunde bellten nur noch lauter. Er klopfte wieder und wieder. Endlich näherte sich ein Licht. Eine Minute später wurde die Tür geöffnet.

Das schlafgedunsene Gesicht eines plumpen Bauern spähte sie mißgelaunt an; der Mann sah ihre Taschen, wies wortlos auf ein Schlafzimmer. Eine Frau lag schlafend im Bett. Sie weckten sie. Das war die Patientin.

„Sie haben uns doch gerufen?" fragte Lucas den Bauern.

„Hat vor einer Weile einen bösen Anfall gehabt", brummte er.

„Irgend was ist mit meiner Brust los", sagte sie mürrisch.

Dr. Runkleman schüttete ein paar Pillen aus einem Glasröhrchen.

„Damit wird es wieder gut werden."

Die Frau nickte. Der Bauer leuchtete ihnen zur Tür, sie stolperten zum Wagen zurück. Als sie auf halbem Weg waren, hatte der Bauer die Lichter im Haus bereits wieder ausgelöscht. Sie erreichten den Wagen in tiefstem Dunkel.

„Fünfundsiebzig Cent?" fragte Lucas unterwegs.

„Das ist ein Dollar", sagte Dr. Runkleman, als müßte er sich entschuldigen. „Ein Nachtbesuch."

„Und man ruft Sie mitten in der Nacht hier heraus — wegen einer kleinen Erkältung?"

„Die Leute wissen, daß sie Krebs hat, Milzkrebs. So ist jedes Symptom ..."

„Daß man aber nicht einmal Licht für Sie anzündet!"

„Ja, so sind die Leute", sagte Dr. Runkleman achselzuckend.

Lucas tat plötzlich das Herz weh um diesen schweren, scheuen Mann, der unbeholfen, aber mit der Förmlichkeit eines Granden versuchte, gütig zu sein. Eine Welle von Sympathie stieg in Lucas auf; für den Doktor, für seine abgenützte Tasche, die Kleider, die er nach dem Katalog bestellt hatte.

Sie kehrten nach Hause zurück. Sie gingen zu Bett, sie schliefen wieder ein. Sie wurden vor dem Morgen noch zweimal geweckt. Beim zweiten Male taumelte Lucas' Körper noch widerwillig zu dem wartenden Wagen. Und beim nächsten Anruf stand er schon resigniert, aus Gewohnheit auf, Bewegungen und Gedanken waren bereits viel rascher in Gang.

Bevor er nach dem letzten Anruf einschlief, sann er im Dösen noch über diese Arbeitsstätte nach, die jetzt sein Wirkungskreis war. Er dachte an David Runklemans Geschicklichkeit, sein Können, sein Wissen. Er würde mit ihm zusammenarbeiten.

Er seufzte und schlief ein.

Im Morgensonnenschein erfüllten die niedrigen, strengen Umrisse des Bezirkskrankenhauses Lucas mit freudiger Erwartung.

In der Form eines quadratischen U gebaut, die Flügel nach hinten, war das Haus in der ganzen Länge durch einen Korridor geteilt, zu dessen beiden Seiten die Säle lagen. In dem einen Flügel waren das Röntgenzimmer, der Operationssaal, der Ambulanzraum und ein Ankleideraum für den Chirurgen. In dem andern Flügel lebten die Armen des Bezirks und jene, die wohl nicht mehr arbeitsfähig, doch nicht schwach oder leidend genug für eine Krankenhausbehandlung waren.

Dr. Runkleman zeigte Lucas das selten benützte Laboratorium, als die Tür sich öffnete und eine kleine, magere, ältliche Gestalt mit zerzaustem Haar ins Zimmer eilte.

„Kein Mensch hat mir gesagt, daß Sie hier sind", rief der Mann wütend. „Nie kann man die Leute dazu kriegen, daß sie einem was ausrichten."

„Dr. Snider", stellte Dr. Runkleman vor.

Lucas griff nach der schlaffen Hand und beobachtete den Mann, der durch das einzige Wort ‚Doktor' zu einem Mitglied der Brüderschaft erhoben wurde. In den Winkeln der dünnen Lippen waren Flecken von Tabaksaft.

„Dr. Marsh", sagte Dr. Runkleman.

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte Dr. Snider. Er schluckte, und sein Adamsapfel hüpfte hinter der Schleife.

Sie wanderten zu dritt durch den Korridor auf den Operationssaal zu.

Als sie durch die breiten Schwingtüren eintraten, schauten drei Schwestern rasch, neugierig, nervös auf.

„Guten Morgen, Mädels. Ich habe euch einen netten neuen Doktor mitgebracht. Einen jungen", verkündete Dr. Snider. „Kommt geradewegs von der Universität. Jetzt, Mädels, seht zu, daß ihr das Blei aus dem Hintern los werdet! Macht uns keine Schande!" Er wandte sich zu Dr. Runkleman. „Gleich bin ich wieder da." Und damit verzog er sich.

Sie gingen in das Ankleidezimmer. Redensarten bedeuten nichts, sagte sich Lucas. Weder Gerede noch Tabakkauen, noch kleine, verschlagene Augen, noch alle Kennzeichen eines Tölpels. Hinter diesen Dingen, auf die es nicht ankommt, steckt ein Arzt. Halte dich an den Arzt, vergiß das übrige!

„Wie gefällt er Ihnen?" fragte Dr. Runkleman undurchsichtig. In dem kleinen Ankleidezimmer hatte er Hemd und Unterwäsche abgelegt, ließ eine breite, haarige Brust, einen behaarten Bauch sehen. Er faltete die Kleidungsstücke sorgfältig zusammen.

„Muß schon was dazugehören, dieses ganze Krankenhaus zu leiten", sagte Lucas ruhig.

„Die Frauenzimmer leisten die ganze Arbeit", knurrte Dr. Runkleman. „Der gute Al ist sozusagen nur als Verwalter da. Also — die Mädchen — ich weiß nicht, ob Sie es bemerkt haben — nur eine von ihnen ist diplomierte Krankenschwester, wir müssen eben arbeiten, so gut wir können. Miß Otis, zum Beispiel, sie wird heute Operationsschwester sein; sie kommt, wann sie kann, sie hat einen gelähmten Mann zu Hause, für den sie sorgen muß ..."

„Kann man sich keine richtige Operationsschwester leisten?"

„Ja, wissen Sie, der gute Al hält die Ausgaben so niedrig wie nur möglich. Auf die Art steht er gut mit den Behörden. Ich glaube, daß wir alles in allem noch keine drei diplomierten Schwestern haben."

Sie zogen sich aus, wuschen sich, nahmen ihre Plätze ein.

Die Patientin wurde hereingerollt.

„Legen Sie sie nur auf den Tisch", rief Dr. Snider, der hinter der Bahre kam.

Dr. Runkleman warf einen Blick auf die Patientin, ein schlankes Mädchen von fünfzehn, die dunklen Augen vor Angst weit aufgerissen.

„Blinddarm", sagte er zu Lucas. „Es dürfte auch noch was anderes dasein." Und dann sagte er laut: „Wie geht es denn heute? Wenn Sie mich das nächstemal sehen, sind alle Sorgen vorbei."

Das Mädchen starrte die maskierten Gesichter an und versuchte zu lächeln.

Fortsetzung Seite 20

„Münchener Illustrierte", 28. August 1955, Nr. 34.

Bilder der verlorenen Heimat (II)

Wiedersehen mit Zoppot

Als erster Reporter der Bundesrepublik hat unser Mitarbeiter Joachim Steinmayr die verlorenen deutschen Gebiete jenseits der Oder-Neiße bereist. Nach seiner Reportage über Danzig berichtet er heute über einen Kurort, der einst denselben Ruf genoß wie Cannes oder Monte Carlo: Sopot — wie es heute heißt, die unvergessene deutsche Stadt Zoppot



RUMMELPLATZ VOR DEM SEESTEG — so könnte man die auf Massenbetrieb umgestellte Kurpromenade Zoppots nennen. Jahrmarkts-Lotterien, hölzerne Verkaufskollonaden und Eisbuden beherrschen die einst so gepflegte Umgebung des Spielkasinos. Das Spiel machen heute die Kinder der Urlauber auf Staatskosten, für die Schaukeln und Miniaturflugzeuge aufgestellt sind. Den Glückstempel selbst hat eine Bombe zum Einsturz gebracht — fast der einzige Schaden, den Zoppot erlitten hat. An Stelle des Spielkasinos wurde eine Ausstellung mit Erzeugnissen polnischer Werften und Bildern von Marine-Aktivisten (unten) errichtet.





EIN REST VOM ALTEN GLANZ blieb im „Grand Hotel Sopot" erhalten, dem ehemaligen Kasino-Hotel. Die Autos hoher Staatsfunktionäre und ausländischer Diplomaten zieren die Auffahrt zu einer Luxus-Enklave innerhalb des volkseigenen Kurortes. Obwohl seine Preise für polnische Normalverdiener unerschwinglich sind, ist das Grandhotel immer ausverkauft. Beim täglichen Fünfuhrtee ist ein Mindestverzehr von 20 Zloty (20 DM) vorgeschrieben. Auffallend gut gekleidete Frauen bevölkern das Tanzparkett. Die Kapelle spielt westliche Schlager, und die Sängerin im tiefdekolletierten Cocktailkleid eifert amerikanischen Vorbildern nach. Den Arbeiter-Urlaubern ist der Zutritt nicht verwehrt, jedoch setzt ihnen ihr Geldbeutel Schranken und das Gefühl, fehl am Platz zu sein.

FORTSETZUNG

Fortsetzung

Wiedersehen mit Zoppot

Neben Zakopane ist Zoppot heute der beliebteste Kurort der Polen. Tausende von Urlaubern werden von Gewerkschaft, Armee oder großen Staatsbetrieben durch die Erholungsheime geschleust. Nur das Grandhotel mit seinen dreihundert „Privatgästen" nimmt in der plangelenkten Ferienfabrik des Staates eine Sonderstellung ein. Die Pauschalgebühr, die ein „Werktätiger" für vierzehn Tage Zoppot-Urlaub einschließlich Reise bezahlt, ist lächerlich gering. Sie beträgt kaum mehr als ein Tag Vollpension im Grandhotel. In jüngster Zeit wurden Versuche, Urlaub und politische Schulung zu verquicken, eingestellt. Im Zeichen des neuen Kurses bringt die früher berühmte Waldoper jetzt Konzerte mit sogenanntem „fortschrittlichem Jazz".



DIE SEESTRASSE UM FÜNF UHR NACHMITTAGS. Wenn sich der Strand leert, gleicht Zoppots Hauptstraße einem Bienenhaus. Die Spazierwege in die Umgebung und entlang der Küste sind nicht gefragt; alles drängt und schiebt sich auf den Bürgersteigen. Alles freut sich der Gelegenheit, auch am Werktag Sonntagskleider anlegen zu können. Dieser Hang zum Schauen und Beschautwerden ist bei den Staats-Urlaubern von Zoppot verständlich, wenn man bedenkt, daß einen Arbeiter die Paradeschuhe seiner Frau mehr kosten als die ganze vierzehntägige Erholung an der Danziger Bucht.



URLAUBSFREUDEN DER NEUEN „ARISTOKRATIE": Intimer Kaffeeplausch im Garten des Grandhotels. Hochbezahlte Künstler, Ärzte, Ingenieure und Funktionäre wissen Zurückgezogenheit und Atmosphäre zu schätzen. Sie müssen teuer dafür bezahlen. Ein gewisser „Individualismus" wird geduldet, weil er „die Voraussetzung für schöpferische Arbeit" ist.



URLAUBSFREUDEN DES KLEINEN MANNES. Weiße Ausflugsdampfer, die zwischen Zoppot und Gdingen verkehren, sind stets brechend voll. Lautsprechermusik verfolgt das Ferienvolk bis auf den Seesteg, eine beliebte Promenade. Maschinist mit Frau, Soldat mit Braut — so etwa sähe das Zoppoter Gästeverzeichnis heute aus, wenn es ein solches noch gäbe.

Im nächsten Heft bringen wir: Stettin – Hafen ohne Schiffe